

[www.richardoliverschulz.de/veroeffentlichungen/begegnungen-der-dritten-und-vierten-art/](http://www.richardoliverschulz.de/veroeffentlichungen/begegnungen-der-dritten-und-vierten-art/)

RICHARD OLIVER SCHULZ

# Begegnungen der dritten und vierten Art

Kurzgeschichten und Erzählungen

## Mitgefühl

Die Familie war kaum von einem Spaziergang in der Hamburger Innenstadt zurückgekehrt, als der Vater auch schon das Fernsehgerät einschaltete. Er wollte das Fußballspiel sehen. Das war nun etwas, was die Kinder entsetzlich langweilig fanden. Die schrillen Pfiffe und das Getöse, das falsche Grün des Rasens widerten Alfie an. Sinnlos schien ihm das Treiben der laufenden Spieler. Und so geschah es: Kaum hatte der Vater das Zimmer verlassen, um in sichtlicher Eile auf die Toilette zu gehen – wollte er doch keinen Augenblick vom Spiel versäumen –, sprang Alfie vom Platz und drückte auf den benachbarten Schalter. Auf dem anderen Kanal lief „Alice im Wunderland“, und Alfie und sein kleiner Bruder Ivo verfolgten mit größtem Vergnügen und Grölen die Szenen des Trickfilms einige Sekunden lang, bis der Vater wieder in das Zimmer trat. „Was ist denn das? Wer hat denn umgeschaltet?“, rief der Vater erbost. „Sport will ich sehen, Fußball, aber sofort!“ Und er schickte sich an, gleich wieder umzuschalten, unter den lauten Protestrufen Alfies und seines Bruders Ivo. Alfie brach sogar in Weinen aus. „Nun lass doch mal die Kinder ihren Zeichentrickfilm sehen“, sagte Onkel Helmut, „so ein witziger Film kommt nicht alle Tage. Dagegen gibt es zum Fußball noch manche Gelegenheit!“

„Aber es ist ein Spiel der Bundesliga gegen England“, rief der Vater. „Maria, sag du doch was!“ Und hilflos, förmlich händeringend wandte er sich an die Mutter.

„Jetzt lass doch mal den Kindern ihr Vergnügen“, sagte diese. „Du wirst noch oft genug Gelegenheit zum Fußball haben. Immer musst du deinen eigenen Dickkopf durchsetzen!“

„Na warte, das lass ich mir von dir nicht sagen, schließlich bin ich der Herr im Haus!“

„Bist du nicht!“, widersprach der Onkel Helmut, „der bin hier nämlich ich! Ihr seid nur auf der Durchreise nach Dänemark!“

„Außerdem bist du überstimmt“, bekräftigte die Mutter.

Murrend ließ sich der Vater auf dem Sessel nieder, und Ivo und Alfie genossen zufrieden den Film. Der war voll witziger und froher Überraschungen, bis zu der Stelle, an der die kleine Alice auf zwei lustige, dicke Herren traf und diese ihr eine traurige Geschichte erzählten: Ein Seehund und ein fettes Walross luden zehn junge Austern zum Festessen ein, und die folgten ihnen arglos trotz der ausdrücklichen Warnung der unterhalb ihrer Haube beschalteten Großmama. Die jungen Austern waren so vertrauensvoll und hatten so herzige Kindergesichter, dass Alfie am liebsten mitgelacht hätte vor Freude, wie sie an der Hand des Herrn Walross froh einher spazierten. Die Tafel war schon mit Geschirr bedeckt, und die Austern lauerten, Messer und Gabel in der Hand, mit lachenden Kindergesichtern auf das Gericht, ohne zu wissen, wer hier zur Speise bestimmt war. Das erfuhr man leider wenig später: Vor dem Tisch auf ihren Plätzen prangten wenig später die leeren Schalen der Austern, und der Herr Walross strich sich den dicken Bauch.

Alfie gab es einen Stich ins Herz. Die Austernkinder waren so froh gewesen, so vertrauensselig und voll Vorfreude, und sie hatten etwas von der Mutter, wie sie ihn selber ins Leben geboren hatte voll vertrauender Hoffnung. Es ging ein Glanz von ihnen aus, eine innere Gewissheit, in der die Kinderherzen arglos strahlten. Eine ferne Hoffnung malte sich ihnen wie Morgenrot strahlend am Horizont. Das Walross hatte sie grausam zerstört. Und ein unerfülltes Versprechen blickte stumm aus den leeren Schalen der Austern, die, schon nicht mehr anwesend, doch wie in stummer Klage um die verlorene Gewissheit trauerten. Der durchbrechende Morgenschein der Kindergesichter brach sich selbst in der Stummheit der leeren Schalen. Alfie musste weinen, und er wusste nicht warum. Er weinte bittere Tränen, während Ivo kichernd seine Befangenheit unterdrückte. Alfie war kaum zu trösten.

„Aber was hat das denn zu bedeuten?“, rief der Vater, „es ist ja nichts als ein Zeichentrickfilm, das ist doch nicht echt! Jetzt weint der Bub schon wegen einem Zeichentrickfilm. Ich hab's doch immer gesagt: Der Bub ist viel zu sensibel, der weint bei jeder Gelegenheit. Man kann den Buben nichts anschauen lassen.“

Die Mutter schickte Alfie ins Bett, und Alfie weinte noch bis in die Nacht. Auch am nächsten Morgen, als sie wieder zusammen im Auto saßen, auf der Weiterfahrt nach Dänemark, weinte er, sobald er an die Geschichte dachte. Es hatte alles so vertrauensselig angefangen. Wie war es möglich, das Vertrauen freudiger Kindergesichter so zu missbrauchen?

„Aber es war doch nur ein Zeichentrickfilm, ein harmloser Zeichentrickfilm“, schalt ihn der Vater. „Wie kann man sich wegen einem Zeichentrickfilm so aufregen!“

## Im Zeitnebel

Nur das Krächzen der Krähen dringt von irgendwoher durch die Weiten der Luft – sonst nichts als Stille. Derselbe Feldweg wie im Sommer ist es, wo der elterliche Wagen hält, und ich spüre wohl: Es ist dieselbe Form der Zeit mit gleichen Eigenschaften, wie ich sie früher erlebte. Dasselbe „Jetzt“, das vor mir liegt, milchig weiß und doch zugleich auch durchsichtig klar wie ein Teich! Die Umgebung hier um mich herum, in der die Zeit nur zäh, fast wirkungslos dahinfließt, sie enthält genau das Jetzt, das ich schon kannte an ebendiesem Ort. Wo ist der Baum? Ich finde ihn nicht mehr. Die Blätter scheinen dürr und braun, der Himmel trüb. Klar steht der Baum vor mir mit seinen vielen Ästen, in meiner Erinnerung. Ich bin hinaufgestiegen, sehe in die blaue Luft. Äpfel hängen aus allen Zweigen. Was hat mich ihnen so ferngerückt? Der Wagen steht noch am Hang, beladen mit Äpfeln, die wir in Säcken hingebracht haben, überall blühen die Blumen, ganz kleine und weiße, das Nachmittagslicht scheint darauf. Wir haben es schon getan. Wie ich jetzt mich wende und laufe und es getan habe. Dasselbe wiederholt sich jedes Jahr. Der neue blaue Wagen steht an derselben Stelle einer farblos grauen Wiese, auch jetzt. Es ist nur noch still, es herrschen Frieden und Ruhe. Von den hohen Bäumen kommt manchmal der Ruf eines Vogels. Aber dieses in der Wiederholung gelebte Jetzt schimmert als dieselbe Gegenwart hindurch, es deckt sich fast mit dem, was ich gerade erlebe und ist kein bloßer Gedanke, kein bloßer Schatten. An einem dürren Bäumchen hängen drei ganz kleine, harte, saure Äpfel. Ich suche den großen Baum, auf den ich gestiegen bin, den dichten, mit dem grünen Blätterwerk. An derselben Stelle steige ich auf einen, der ihm ähnelt, über kräftige Stümpfe hinüber bis in die Krone. Ob Äpfel daran hängen, fragt mich die Mutter von unten. Ich schüttle die Zweige – nur braunes, sumpfiges Laub und saftlose Blätter. Die Früchte fallen herab auf ausgebreitete Decken. Die Mutter wartet unten und der Großvater, ihr Vater, wie er heute so dasteht. Aber das kommt mir gar nicht so recht in den Sinn, geht mehr so hintergründig vorüber, ist eigentlich schon geschehen. Vor mir ist der raue, feuchte Ast so nah. „Wie lange ist es her seit dem ersten Mal?“, rufe ich hinunter. „Ein Jahr!“ Ein Jahr schon. Ich steige herab von der Krone, lasse mich ins Gras fallen. Der Baum war viel dichter. Was ist passiert? „Ja, ein Verwandter hat die Äste abgesägt“, sagt der Großvater und steht dabei in dem trüben, weißfahlen Licht. Ich sehe sein Gesicht, klar vor der neblig verschleierten Weite, sehe es so natürlich wie immer, wie früher, wie beim ersten Mal. Dieses Jetzt vor mir hat seine Eigenschaften. Eine zweite Gegenwart ist es, in sich dieselbe vielleicht, hauchdünn getrennt durch eine unsichtbare Mauer, keine hat der anderen an Wirklichkeit etwas voraus. Unbefangen sind beide. Keine hat Angst zu vergehen.

Die Mutter reicht mir einen Apfel von dem dürren Baum, klein und hart wie die, die ich zuvor sah, sauer schmeckend, gelbgrün wie der ausgebleichte Himmel. Jetzt, denke ich, esse ich einen Apfel, der noch in der Zukunft liegt, der noch wächst. Vom Standpunkt der anderen Gegenwart aus. Aber seltsam ferngerückt scheint diese wahre, jetzt erlebte Gegenwart, fremd-

artig in die Länge einer anderen Zeit gedehnt, anderer Stunden und Tage. Und die deutlichen Momente, die ich kurz erhasche, hier auf dem Acker, sind umgeben von schleierhaften Gebilden voll Unklarheit in Tiefe und Dauer. Hunderte von Äpfeln liegen auf den Decken, auch vor dem kleinen Baum, dem dünnen, im Sonnenlicht. Sogar die Farbe einiger Äpfel wird deutlich voller und die Runzeln ihrer Haut treten hervor. Doch ich erlebe es nicht nach, fasse es nicht körperlich, nicht wirklich in der Zeit. Die Zeit ist hier, geht hier vorüber und lässt hier die Brocken einer Gegenwart, erfüllte Augenblicke, aus ihrer Tiefe zurück.

„Ah, da ist nichts mit der Apfelernte“, sagt die Mutter. „Wir sehen mal bei dem Acker von der Tante Martha nach, die hat nämlich auch einen Acker.“

Wir gehen zum Hang zurück, der nun grau ist, das Gras schon zertreten. Ich steige wieder in den Wagen, wechsele die Schuhe, welche von Erdklumpen kleben – immer dasselbe, damals tat ich es auch. Aber wie fern, wie so hintergründig im Dunst dies alles nun liegt, weitab. Und hier wiederholt es sich im Rohen, in dieser eigentlichen Zukunft, so gedankenlos und stofflich, ganz stur nur zum nächsten Augenblick hin. Aber der nächste Augenblick ist kaum unterscheidbar von dem gewesenen. So ist die Zeit. Das ist ihr Charakter. Erde fällt auf den Boden, zum Rücksitz herab von den Stiefeln. Wir fahren davon, wieder geht die Zeit auf eine weiße Leere zu, aus Licht und Wolken, die in den spiegelnden Scheiben sichtbar werden und im Rückspiegel erscheinen, und versinkt, verstreicht, ohne Rücksicht auf mich, auf das, was ich denke. Die Zukunft vergisst mich hier. Die Landstraße taucht vor uns auf, und in das fahle Licht mischen sich dünne, goldene Sonnenstrahlen, verloren, selbstvergessen, und färben die Luft. Ich sehe ein Mädchen, das auf der rechten Seite steht, wo die Straße ins Dorf biegt, mit einem großen, buntgefleckten Kragen, übertrieben groß. Ein Schmetterling direkt, denk ich im Vorübergleiten der Häuser, einer, der sich verwandelt hat. Auf einer steinernen Erhöhung sitzen drei Kinder. Ich sehe sie von weitem, dann nah, jetzt sind sie weg. Ich wende mich um. Sie sind noch immer da. Der Blick erfasst sie nicht mehr. Auf einer engen Straße halten wir, von der man auf ein weites Feld sieht, den anderen Acker. Wir steigen aus. Weiter hinten stehen Obstbäume, schattige an den Hängen im Mittagslicht, das wieder, doch jetzt nur kurz, die Freiheit erlangend, die Tagestrübe durchbricht. „Hier muss auch der Kindesbrunnen sein“, sagt der Großvater zu uns, und ich weiß, das ist der Brunnen, von dem man sagte im Dorf, dass aus ihm die Neugeborenen kämen. Als Kind, so hatte uns der Großvater berichtet, schaute er dort hinab und sah verwaschen in der Tiefe unten sein Spiegelbild, hielt es für Kinder, die im Wasser schwämmen. Ganz in der Nähe liegt ein Gehege mit Eseln, zwei braunen Tieren, die zwischen den Bäumen im Feld umhergehen. In kindlicher Freude springe ich hin, um beide zu streicheln, um die Gedanken zu lindern, die schwer auf mir lasten. Sie sollen verfliegen. Nur noch mein Blick ist da, der braune Rücken des Esels, wonniges, zeitloses Licht.

Da kommt ein Fahrzeug vorbei, ein rasselndes Gestell mit Motor, auf dem ein alter Mann sitzt, faltig und hager. Er erkennt meinen Großvater gleich, wie er jetzt vor mir steht, so wie er ist, wie immer, wie ich ihn nicht anders kannte, und der seine Kindheit betrachtet, sie noch einmal

sucht, als tue er es nur zum Zeitvertreib und schöpfe wie zum Vergnügen aus einem ferneren Dasein, das abgetan scheint durch das, was folgte und immer noch kommt. Der Alte nennt ihn beim Vornamen, „Willy“ ruft er ihm zu. Und dieser läuft zu ihm hin, er kennt ihn auch. Er fragt ihn, ob er wisse, wo der Kindesbrunnen sei. Durch den Dunst der Gase nähere ich mich mit meinem Bruder, während die beiden noch reden. Das Licht um mich her wird wieder bleicher, die Gasse wird grauer. Der Auspuff des Fahrzeugs sieht aus wie eine dicke Zigarre. Wer das gewesen sei, frage ich meinen Großvater, nachdem der Alte weitergefahren ist in Richtung des Dorfes.

„Das ist der Bruder vom Eugen.“

„Von dem dummen Eugen?“

„Ja. Der Eugen war ja bei mir in der Klasse. Aber er war zwei Jahre älter als ich. Das ist sein jüngerer Bruder. Der hat einige Krankheiten gehabt und ist jetzt gelähmt.“

Wir gelangen in die Nähe eines kleinen Parks, wo sich ein Teich befindet. Dort laufen Gänse umher. Und der Großvater berichtet auf unsere Frage, wie es war, berichtet, wie leer es noch war und wie klein noch all die Bäume vor dem stillen Teich, als er damals hier als Junge spielte.

Dann steigen wir bald wieder in den Wagen. Ich wechsele noch einmal die Schuhe. Im Rückspiegel sehe ich noch bei den grau gefärbten Bäumen die Gänse laufen, höre sie schnattern, und wir fahren los. „Wer war das vorhin denn?“, fragt die Mutter. „Das war der Bruder vom Eugen. Wir wollen uns am Mittwoch wieder treffen, wenn meine Klassenkameraden zusammenkommen“, sagt der Großvater, während wir schon mitten auf der Straße sind.“ Am Mittwoch – nächste Woche, das ist so nah, die Tage liegen so dicht beieinander. Der Mittwoch ist am Ende der Woche so nahe, wenn er mit Namen genannt wird. Und doch ist es schon wieder ein Schritt durch die Zeit, die alles im Nebel eines Herbsttages hält – und die Sonne am Himmel stehen lässt, so neu und frisch, ein immer wieder gegenwärtiger sonniger Tag. Wenn alles nur so hindurchgeht, wenn uns nichts bindet, wenn Dauer nichts gilt, weil die Länge der Zeit nur dann auch Tiefe hat, wenn sie leicht wie von Schatten durchmessen wird, finden wir dann noch Halt in den Jahren?